

# Iohann Benders Heiratsjahr : Erzählung

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **193 (1914)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374521>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

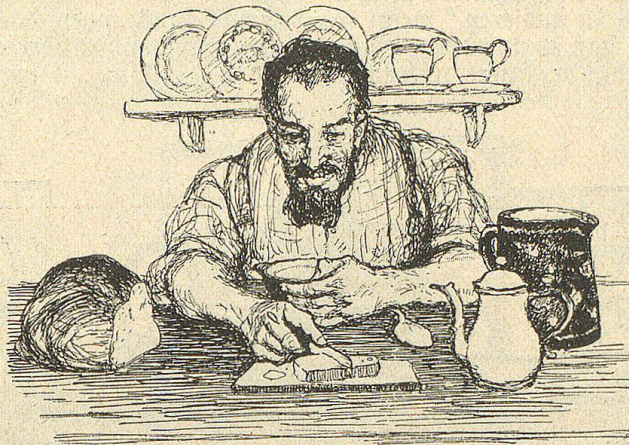
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Johann Benders Heiratsjahr.

Erzählung von Alfred Hugenberg.

Jeder Mensch hat seine verwundbare Stelle. Den Johann Bender von Unterbuchen, um dessen seelisches Gleichgewicht es sonst leidlich gut bestellt war, konnte man mit der windigen Bemerkung in Harnisch bringen, daß er, um ein Fuderchen Heu in seiner Scheune zu versorgen, jeweilen erst den Küchenschrank beiseite schieben müsse. Von der Haltlosigkeit dieser Behauptung konnte ich mich zwar auf Benders ausdrücklichen Wunsch mehrmals durch Augenschein überzeugen. Doch da zufolge der eigentümlichen Bauart des zwischen zwei größeren Heimwesen eingeklemmten Häuschens „zur Treu“ die viel zu kurz geratene Scheuertenne und die Küche unmittelbar hinter



einander lagen, war eine kleine Unzulänglichkeit wirklich nicht aus der Welt zu schaffen: wenn sich das Scheunentor hinterm Heufuder schloß, so ragte die Wagendeichsel mehr als zur Hälfte in die Küche hinein. Weil nun die Tenne überdies etwelches Gefälle aufwies, so konnte es sich ereignen, daß bei zu lockerem Anziehen der Hemmschraube die Deichselspitze am Küchenschrank aufstieß und darin, je nach der Stärke des Anpralls, eine kleinere oder größere Unordnung anrichtete. Einmal hätte dieser Uebelstand beinahe zu einem Unglücksfall geführt. Johann Bender hatte sich, um die Teller und Schüsseln, die vollen grünen Milchnapfe und vor allem die zwei alten Porzellantassen auf dem obersten Gestell vor einer Katastrophe zu bewahren, im kritischen Augenblick abwehrend zwischen Deichsel und Schrank aufgepflanzt. Obgleich ihm diese rettende Tat ein paar gebrochene Rippen und den Zunamen „Täßli-Bender“ eintrug, hätte er sie nachher um keinen Preis zurückgenommen. „Die zwei Tassen sind wohl einen kleinen Stierz wert gewesen,“ sagte er einmal zu mir. „Meine Großmutter hat sie von einer Herrschaft in Basel verehrt bekommen als ein Zeichen der Anerkennung dafür, daß sie einen lahmen Millionär zwölf Jahre lang sozusagen Tag und Nacht gepflegt.“

Zu der Zeit, da ich in Unterbuchen in Arbeit stand, mochte Bender fünfzig Jahre zählen. Er bebaute sein winziges Gütchen, allen Neuerungen abhold, nach alter Vätersitte, führte seinen Haushalt selbst und schaffte daneben bei größeren Bauern im Tagelohn. Er spielte unter seinen Dorfgenossen keine hervorragende Rolle; immerhin zeichnete er sich durch eine besondere Eigenschaft einigermaßen vor ihnen aus: er besaß nämlich eine Weltanschauung, von der er, wie er oft und nachdrücklich betonte, nicht

einen Millimeter wich, durch welche Redensart er zu seinem zweiten Zunamen „Millimeter“ gekommen war. Johann Benders Weltanschauung gipfelte in dem Satze, daß Jedem schon in der Wiege vorausbestimmt sei, ob er beim Weibervolk, „bei der andern Sorte“, wie er sich gewöhnlich ausdrückte, ein Glücksaff oder ein Pechvogel sei. „Dem einen laufen nur die Lieben und Gutdenkenden in den Weg, dem andern ausgerechnet der Unsam“, behauptete er. Und weil er sich selber eben nicht zu den vom Glück Ausertorenen rechnete, war er wohlweislich Junggeselle geblieben. Er zweifelte nicht, daß er sein inneres und äußeres Behagen ausschließlich seiner Weltanschauung zu verdanken habe.

Im Frühsommer pflegte Bender meinem Meister oft beim Torfstechen zu helfen. Die meiste Zeit schafften wir allein neben einander und hatten dabei oft Händel, weil ich zu seinem Aerger die Wichtigkeit seiner Weltanschauung bestritt. Gewöhnlich spielte er als letzten Trumpf die Behauptung aus, daß es ihm ein Spaß wäre, mich aus einem Saulus in einen Paulus zu verwandeln, er brauchte mir einfach die Geschichte von seinem Heiratsjahr zum Besten zu geben. Aber so oft ich ihn um diese Geschichte bat, immer hatte er irgend eine Ausrede. „Es wäre vielleicht nachher langweilig beim Schaffen,“ meinte er einmal, „wenn wir über alles, auch über die andere Sorte, nur mehr eine Meinung hätten.“

Während wir eines Sonntagabends in seinem blankgeschuerten Stübchen saßen und mit Hingebung schlechten Tabak rauchten, fing er ganz unverhofft zu erzählen an. „Eigentlich tu' ich's mehr dem Datum als dir zu lieb,“ lenkte er entschuldigend ein. „Es sind nämlich heut genau achtundzwanzig Jahre her, seit ich gewissermaßen auf die andere Sorte gehezt worden bin. Hier am Tisch haben wir gefessen: dort, an deinem Plaze ich, neben mir mein Bruder Kaspar und hier, wo ich sitze, mein Vater. Der hatte an dem Tage das neunundfünfzigste zurückgelegt und machte nun mir und meinem Bruder die merkwürdige Eröffnung, daß er willens sei, nach Jahresfrist abzudanken und das Heimwesen einem von uns beiden zu übergeben. Ausgerechnet an dem Tag, an dem er ins einundsechzigste trete, werde nämlich unsere Schwester Luise Hochzeit machen und er werde mit ihr auf den Kehlhof ziehen, wo er ja, wörtlich genommen, noch ein Heimatrecht habe, weil seine Großmutter eine Kehlhofochter gewesen sei.“

Item, nachdem wir eine Weile steif wie Delgötzen am Tisch gefessen, der Kaspar und ich, bring' ich's über's Herz und frag' halt den Vater, welchen von uns beiden er eigentlich meine? Es sei uns nämlich recht, wenn er selber seinen Nachfolger auf dem Heimwesen bestimme, dann wisse jeder von uns, was er zu tun habe.

Der Vater sieht auf die Seite und macht ein Gesicht, als hätte ich da etwas recht Dummes gesagt. „Hä, da gibt es doch nichts zu studieren,“ meint er dann; aber ich merke schon, daß es ihm doch zu studieren gibt. „Du, Johann, bist der ältere, und es ist

bloß Anstand, daß, wer zuerst kommt, auch zuerst mahlt. Im weiteren kommt es dann natürlich auf die Abrede an. Das heißt, wenn ich es gerade herausagen will: ein Gütchen, wie das meiste eine ist, verdient, daß man ihm alle Ehre antue. Nämlich damit meine ich, es muß

seine Ordnung in Allem haben, ich will sagen: es müssen wieder zwei Augen da sein, wenn die Luise nicht mehr zum Rechten sieht. Zwei Augen, wohlverstanden. Und jetzt fragt es sich also, streng genommen, bloß, welcher von euch beiden zuerst Lust und Liebe zeige, aus dem ledigen Stand auszutreten.“

Bei diesen letzten Worten sah mein Vater den Kaspar an, und zwar mit einem ganz eigentümlichen Blick. Es fehlte wenig, so hätte ich laut über den Tisch hin festgestellt, so mir nichts dir nichts lasse ich mich dann allenfalls nicht beiseite schieben: wenn es sich nur um das handle — so viel guten Willen, wie der Kaspar, werde ich beim Weibervolk wohl auch finden. Zum Glück besann ich mich aber rechtzeitig darauf, daß Kaspar von meinen Gedanken nichts zu wissen brauche.

Saßen wir also nebeneinander, mein Bruder und ich, ganz gelassen, als ginge uns alles gar nichts an, oder als hätten wir den Vater nur zur Hälfte verstanden. Der machte uns nun des Weiteren noch mit ziemlich vielen Worten darauf aufmerksam, wie er es mit dem Heiraten gehalten zu haben wünsche, wobei er ausgerechnet fast immer den Kaspar an-

sah. Eine schaffige, aufrichtige Person, der man nichts nachreden könne, das sei sozusagen das A und das D bei diesem Geschäft. Und nicht zu weit her dürfe sie sein, denn das Sprichwort habe noch immer Recht behalten:

„Hürot über de Mist,  
So weiß me, wer d' bist.“

„Daß mir halt nur keiner auf Geld sieht!“ warnte er dann mit erhobenem Zeigefinger. „Das heißt, ich will damit sagen, das Geld ist an und für sich ja schon recht und gehört gewissermaßen dazu. Aber wo Geld ist, da ist immer ein Haken; oder aber,

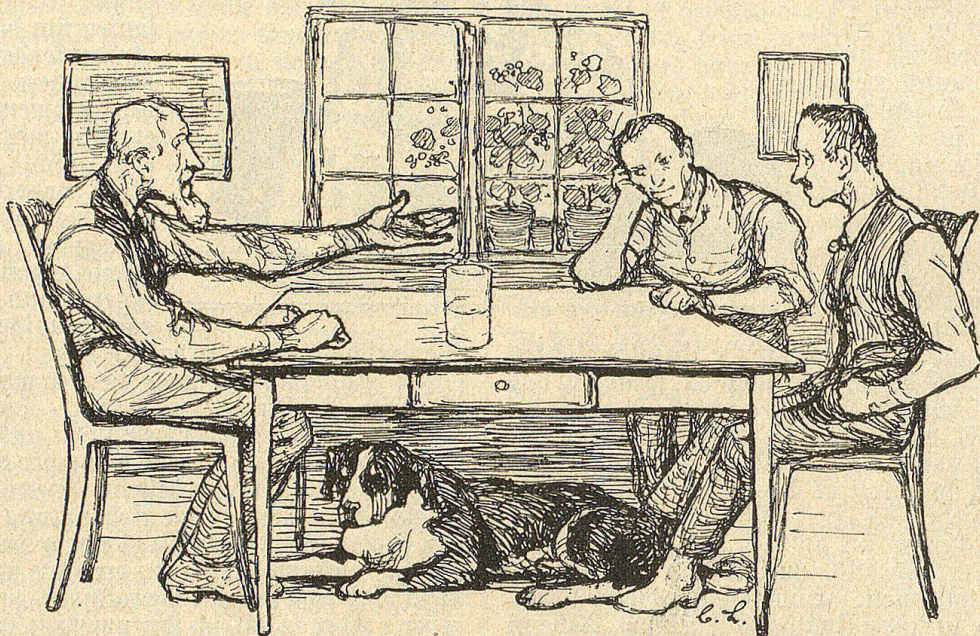
wenn kein Haken dabei ist, sind schon sieben Andere vorher auf dem Platz. Mit andern Worten: da, wo etwas zu holen ist, heißt's früh aufgestanden! Erheiratet Geld ist nämlich mindestens eben so rund, wie erborgtes und zusammengehandenes; womit ich freilich nicht sagen will, daß

ein krummgewerkter Buckel ein Schönheitsfehler sei. Aber ein armes Mädchen kann keine Mucken haben, wie ein reiches, ein schönes, wie ein weniger schönes. In Summa summarum, wenn's um's Heiratspeln herumgeht, muß einer den Hut schief aufsetzen. Ein Jungknab, der Guraschi im Leib hat, kann die Welt auf den Kopf stellen. Und von einem, der's nicht wagt und probiert und den Bengel ein wenig hoch wirft, denk' ich was ich will.“

Bei diesen Worten trafen wir uns zufällig mit den Augen, der Kaspar und ich. Keiner sagte ein Wort, aber jeder wußte genau, was der andere jetzt dachte: „So hoch wie du will ich den Bengel auch werfen!“

Zum Schluß und gleichsam anschließend an die vorigen Ratschläge machte uns der Vater die bedeutungsvolle Eröffnung, daß es sich bei der Uebernahme des Gütchens allenfalls um zwölfhundert Franken baren Geldes handle. Zwölfhundert Franken wolle er in der Kanzlei vor sich auf den Tisch hingezählt sehen; und wenn ein einziger Kappen daran fehle, gelte der Handel nichts.

Während ich und mein Bruder an jenem Abend droben in der schwülen Dachkammer nebeneinander



im breiten Himmelbett lagen, schwiegen wir uns wieder beharrlich aus. Jeder spann an seinen Plänen herum und dachte dem Andern zuvorzukommen. Daß Kaspar scharf auf das Gütchen trachtete, war mir kein Geheimnis. Dazu wußten wir genau, daß der Vater an seinen Anordnungen hartnäckig festhielt.

Einem Ledigen übergab er sein Heimwesen nicht; und auch das wegen der Anzahlung galt, als wäre es dreimal geschrieben und versiegelt gewesen.

Wir schliefen beide wenig in jener Nacht. Aber so oft ich auch in Gedanken unter den Mädchen meiner

Bekanntschafft Umschau hielt, es wollte mir keine rechte Erleuchtung kommen. Kaspar meinte am Morgen beim Aufstehen in möglichst gleichgültigem Tone, ihm sei dann also sauber nichts daran gelegen, ich könne mir mit allem Zeit lassen. Man werde doch nicht glauben, daß er einem solchen Halbhöflein zu lieb voreilig heirate und sich um seine jungen Jahre bringen lasse. Ich meinerseits äußerte nun auch allerlei Bedenken; es fehlte wenig, so hätte einer dem andern ernsthaft zugesprochen: "Sei doch so gut und tu' dem Vater den Gefallen!"

In den nächsten Tagen und Wochen studierte ich während der Arbeit an nichts anderem herum, als wie ich es einfädeln und auf unauffällige Weise, wo möglich hinter dem Rücken meines Bruders zuweg bringen könnte, mit einem Mädchen ins Reine zu kommen, um dann plötzlich und unversehens mit einer fertigen Tatsache aufzrücken zu können. Um eine schöne Ueberficht zu gewinnen, stellte ich die Namen sämtlicher Mädchen, die allenfalls in Betracht kommen konnten, sauber auf einem Papierstreifen zusammen. Am Ende der zweiten Woche hatte ich es bereits auf sechszehn gebracht; und wenn auch einige dabei waren, bei denen ich mit ziemlicher Bestimmtheit auf einen abschlägigen Bescheid rechnen mußte, so war ich doch von der Zweckmäßigkeit meiner ersten Vor-

bereitungen in hohem Grade überzeugt und meinte schon einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen zu sein. Fast wie jener Hansnarr, der eine Wette eingegangen hatte, 100 Schuhnägel zu fressen, und der dann, nachdem er 25 Stück in den Mund gesteckt und eben so viele in jede Hand genommen, die Wette bereits für gewonnen hielt.

bereits für gewonnen hielt.

Da wußte mir des Eigenmüßlers Knecht Anton eines Abends zu berichten, mein Bruder Kaspar habe sich am letzten Sonntag im Eigenmoos einen Korb geholt. Er, Anton, habe selber unter'm Kammerfenster gehört, wie die Meisterstochter, die Regine, vor der Haustüre zu Kaspar gesagt habe, er möge nach ungefähr zehn Jahren wieder kommen, vielleicht habe sie sich bis dahin anders besonnen.

Den Korb mochte ich dem Kaspar von Herzen gönnen. Aber es kam doch ein kleines Fieber über mich: wenn der Kaspar so draufging, durfte auch ich keine Zeit verlieren. Ich meinerseits hätte mich zwar offen

gestanden nicht an eine der reichsten Bauerntöchter in der Gemeinde gewagt, weshalb ich die Eigenmoos-Regine auch wohlweislich nicht auf meinen Zettel genommen. Aber wenn sie ihm nun doch das Jawort gegeben hätte?

Am darauffolgenden Tag mußte ich beim Legler im Grund Reben hacken. Die Sonne brannte ordentlich auf den steilen Hang, und die Legler-Altwine, die am Nachmittag neben mir schaffte, sagte bei jeder zehnten Rebzeile, es mache ihr warm. Einmal, während sie die eben recht ausgeschlipften Träubchen einer Weißrebe neben mir zählte, und sich dabei fast bis auf den Boden bücken mußte, kam mir plötzlich wie angeworfen der Gedanke: "Hä — — könnte es denn nicht just diese hier sein? — Und wenn ich sie gleich jetzt fragen würde? Da, in den Reben, während sie an gar nichts denkt..." Ich schielte von da an während des Hackens oft verstohlen zu ihr hinüber



und kam nach und nach zu dem Schluß, daß ich mich eigentlich ganz leicht an ihre Art und an ihr Aussehen gewöhnen könnte. Der scharfe Zug um ihren auffallend kleinen Mund erinnerte zwar an den ihres Vaters, dem sein rätzungiges und ewig verdrießliches Wesen den Zunamen „Saueracher“ eingetragen hatte. Aber ich redete mir aller Ernstes ein, daß es sogenannte schöne Mädchen eigentlich nur in Büchern und auf Bildern gebe, nicht aber im täglichen Leben. Bereits hatte ich mir eine kleine passende Einleitung zurechtgelegt und spornte nun mich selber gleichsam noch ein letztes Mal an, indem ich mir den verständigen Spruch in's Gedächtnis rief:

Schönheit schwind't wie Wiesenblüte,  
Acht' allein auf Herzensgüte.

In diesem Augenblick hüpfte ein dicker gelber Frosch vor uns auf und suchte in gemächlichen Sätzen ein ruhigeres Plätzchen zu gewinnen. Das harmlose Tier hatte aber seine Rechnung ohne die Legler-Mwine gemacht. Raum des Frosches ansichtig geworden, stürzt sich diese mit erhobener Hacke auf ihn los und läßt nicht eher von ihm ab, als bis sie die elende Kreatur jämmerlich totgeschlagen. „Du nütz'sch jo nüt,“ sagt sie dazu mit einem merkwürdigen Lächeln. Ich bekenne ihr offen heraus, daß ich so etwas nicht um zehn Franken fertiggebracht hätte, abgesehen davon, daß ein Frosch gar nicht einmal schädlich sei. „Ach, das geht einem doch so während des Schaffens im Gleichen hin,“ meint sie darauf, und ich denke im Stillen: da wartest du einstweilen mit dem Fragen noch zu. Sie hat an jenem Nachmittag noch drei weitere Frösche vom Leben zum Tode befördert und dabei nicht vergessen, sich jedesmal nach vollendetem Tat mit dem gelassenen Ausspruch gewissermaßen zu rechtfertigen: „Du nütz'sch jo nüt.“ Das vierte Mal hab' ich ihr dann auf gut deutsch meine Meinung gesagt und bin richtig von dem Tage an vom „Saueracher“ nie mehr um's Tagelohnen gefragt worden.

Der Kaspar ging inzwischen fast jeden Sonntag auf Brautschau aus. Ich lachte heimlich ins Häuschen darüber, daß er immer zu hoch hinaus wollte und dabei regelmäßig zwischen Stuhl und Bänke fiel. Daneben behauptete er steif und fest, er habe das Heiraten gänzlich abgeschworen. Man könnte ihm eine Millionärstochter gebunden und geknebelt in einem vierspännigen Landauer vor's Haus führen, er stände nicht einmal vom Tische auf, um den Schlag zu öffnen. Aber wenn's wieder auf den Sonntagabend ging, hätte man ihn nicht mit Ketten daheim festhalten können.

Ich kam nun auch allgemach zur Einsicht, daß mein Verzeichnis mir herzlich wenig nützte, wenn ich nicht das Herz in beide Hände nahm und auf gut Glück irgendwo anklopfte. So machte ich mich denn am ersten besten Sonntagabend, es war zufällig just mein Namenstag, auf die Strümpfe und wanderte über Buchauen und Dachbühl um den Buchberg herum nach Melchenbrunn hinüber, in der Absicht, mich beim Schuhmacher Wenk umzusehen, einem weitläufigen Verwandten von uns, dessen einzige Tochter Annette an zweiter oder dritter Stelle auf

meinem Heiratszettel stand. Zu allem Glück kehrte ich noch für ein Viertelstündchen im „Schäfli“ ein und erfuhr dort durch einen Bekannten, den Zimmerli von Holzachern, daß die Annette bereits verhehen sei und sogar nicht einmal mehr gut zurücktum könnte. Item, ich nahm noch einen Dreier und machte mich beim Zunachten gegen die Buchenegg hinauf, um auf dem nächsten Wege über den Berg nach Hause zu kommen; denn es sah darnach aus, als ob auf die Nacht ein kleines Gewitter zu erwarten wäre.

Unterhalb des Bucheneggwaldes bemerkte ich, daß ein junges Weibsbild nicht weit vor mir auf dem Wege war, das im Halbdunkel alle Augenblicke den Kopf nach mir umdrehte, und endlich, weil sie sah, daß ich sie bald einholen würde, geradewegs zu laufen anfang. Ich rief ihr nach, sie habe allenfalls nicht nötig, sich meinethalben das Herz einzurennen, ich sei weder ein Räuberhauptmann noch sonst ein Bösewicht, ich sei bloß der Bender aus Unterbuchten. Darauf ist sie richtig langsamer gegangen; nach einigem Besinnen ist sie sogar stillgestanden und hat auf mich gewartet. Ich müßte es ihr nicht übelnehmen, sie habe immer so eine Angst, wenn im Dunkeln Jemand hinter ihr her sei. Jetzt, da sie mich halb und halb kenne, sei sie sogar froh, nicht allein durch den Wald gehen zu müssen. Ich versicherte ihr noch einmal nachdrücklich, daß ich wirklich weder im Guten noch im Bösen zu fürchten sei, und daß ich mir eher den Daumenfinger abbeißen, als so einem grad gewachsenen jungen Ding etwas zu leid tun könnte. Denn, trotz der Dunkelheit hab' ich bereits heraus gehabt, meine Begleiterin könne kaum einen Tag über die tausend Wochen hinaus sein.

Im Weitergehen schwatzte sie fast in einem fort, wie wenn ihr das Stillschweigen unbequem wäre. Ohne zu fragen, erfuhr ich von ihr, daß sie Juli heiße und droben auf der Buchenegg daheim sei, und daß sie sich bei ihren Verwandten in Melchenbrunn, bei Schuhmacher Wenks, verspätet habe. Natürlich ließ ich sie wissen, daß der Wenk auch noch ein wenig mein Vetter sei, zwar nur ganz weit hinaus aus der neunten Suppe einen Schnitz. Darüber lachten wir eins, und waren beide der Meinung, daß das nun ein sehr lustiger Zufall sei.

Während wir aus dem Walde heraus und an dem kleinen Halde-Rebberg vorbei kamen, fing sie von der Rebarbeit an. Wie sie dieses Frühjahr hier beim Heften an die Finger gefroren und was sie für eine Herrgottsmühe habe, ihrer Schwägerin, die aus dem Oberland sei, das Rebwerk beizubringen.

Die Luft war ganz erfüllt von dem starken und süßen Duft der Nebenblüte. Ich habe diesen Duft nachher nie einatmen können, ohne an jenen Abend zu denken, und wie ich mit einem großen, heimlichen Vergnügen im Herzen neben meinem neu entdeckten Wäschen den Neben entlang gegen die Buchenegghöfe hinaufgestiegen bin.

Inzwischen hatte sich das Gewitter, auf das ich gar nicht mehr acht gegeben, unversehens näher gemacht. Während wir uns dem ersten der drei dunkel an der Halde liegenden Bauernhäuser näherten und ich bereits mit heimlichem Bedauern an's Abschiednehmen

dachte, fing es plötzlich leise zu regnen an. „Gut, daß wir da sind,“ sagte sie, „das hätte jetzt noch gefehlt, daß wir miteinander in ein Wetter gekommen wären.“ Nun, im Notfall habe ihr Haus allenfalls auch für mich ein Dach, fügte sie dann noch bei. Und wenn der Regen anhalte, wolle sie mir gern einen Schirm leihen.

Ich gestand unumwunden, es sei mir noch kaum je ein Gewitter zu so gelegener Zeit gekommen, abgesehen davon, daß eine kleine Abkühlung dem Sommergewächs und besonders auch dem Emdgras sehr gut bekomme.

Als ob uns der Himmel selber ein Zeichen geben

wollte, setzte jetzt der Regen stärker ein. Juli ging hinein, Nicht zu machen, kam dann gleich wieder unter die Haustüre und sagt lachend, es stünde mir nun frei, hier unter'm Vordach auf gut Wetter zu warten, oder aber für ein halbes Stünd-

chen in die Stube zu kommen. Natürlich hätte mir die Wahl auch dann nicht weh getan, wenn ich nur halb so neugierig auf mein munteres Bäschen gewesen wäre.

Ich glaube, sie hat es drinnen auf den ersten Blick herausgehakt, daß sie mir in die Augen paßte. Immer hat sich ein kleines Lachen irgendwo auf ihrem Gesicht versteckt gehalten, wie wenn sie sagen wollte: „Und — wie gefall' ich dir jetzt?“

Ich sag' ihr gleich rund heraus, ich würde mich auf dem Weg ganz gewiß etwas näher gewagt haben, hätte ich gewußt, was für ein nettes Bäschen neben mir herginge.

Darauf bringt sie ihre Augen doch für eine Sekunde zu mir her, sieht aber gleich wieder nach dem grünen Kachelofen hinüber. Zum Näherkommen sei es noch früh genug, meint sie. Und davonrennen würde sie jetzt gewiß auch nicht mehr, wenn sie mich von weitem hinter mir herkommen sähe.

Ich muß mich immer wundern, wie sie es fertig brachte, mit mir zu reden, mich anzulachen und doch dabei die Augen anderswohin spazieren zu führen. Diese Unart hab' ich ihr indes gleich von Anfang an verziehen. Ich bin überhaupt gar nicht mehr damit fertig geworden, sie anzusehen und alles an ihr hübsch

zu finden. Gar nichts hat es bei mir verschlagen, daß sie sich immer Mühe gegeben hat, beim Lachen die Lippen auf einander zu pressen, um die Zahn- lücke vorn im Mund zu verbergen.

Sie stieg nun die Treppe hinauf und durch die Fallladenluke nach der Stubenkammer, wahrscheinlich um der Mutter Bericht zu erstatten. Nachdem sie wieder herabgekommen, fragte sie, ob sie mir ein Glas Wein aufstellen dürfe. Er habe sich zwar der Traubenblüte wegen, oder weil er noch nicht abgezogen sei, ein klein wenig getrübt, aber krank würde drum Niemand davon. Ich gab zu, daß ich schon dem Anstoßen zulieb gern dabei sei, aber sie hat sich dann

nicht bewegen lassen, auch für sie ein Glas herzubringen.

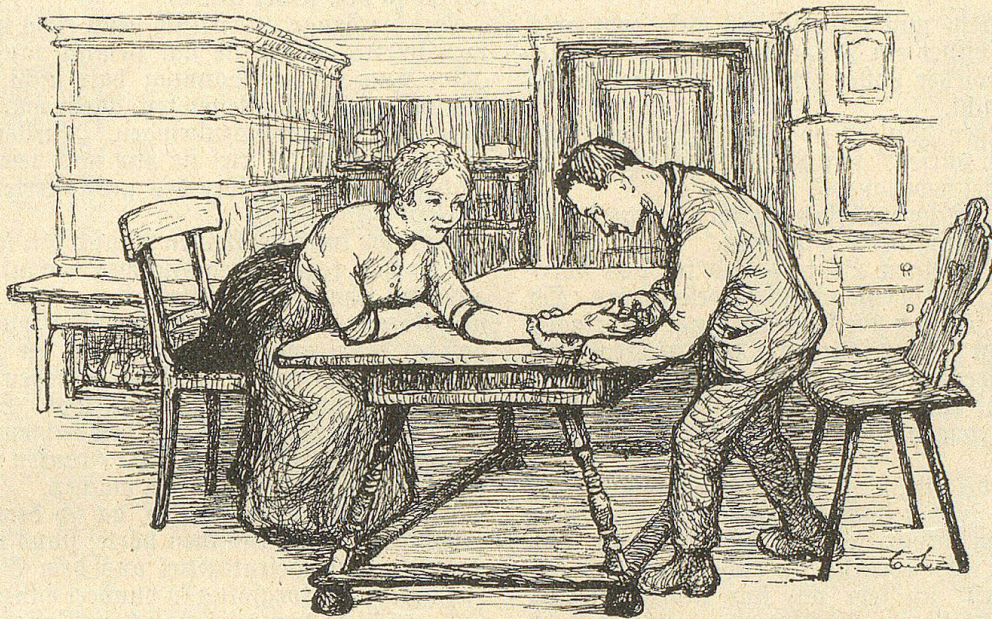
Draußen regnete es indessen, was der Herrgott just entbehren konnte, und ich dachte bei mir: „Sau zu! Je länger je lieber, ich bin versorgt!“ Dazu donnerte und frachte es jetzt einmal

über's andere, daß die Wände und Dielen zitterten. Mir war dabei merkwürdig wohl zu Mut, besonders weil ich bemerkte, daß die Juli doch hin und wieder ihre Augen auf mir hatte, so im Verstohlenen.

Nun fiel ihr plötzlich ein, daß man bei einem Gewitter nicht am Fenster sitzen dürfe. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und setzte mich neben sie auf die Wandbank. Ob ich nun hier sicher sei? Sie sicherte nur und drückte dabei, wie immer beim Lachen, die Lippen aufeinander. Passieren werde mir da einmal ganz gewiß nichts.

Mit der Weile kamen wir wieder auf unsere Verwandtschaft zu reden, ohne aber deren Grad ausfindig machen zu können. Hierauf kam das Wetter an die Reihe. Wie sich nun der zweite Schnitt Gras aus dem Boden herausmachen werde und wie überhaupt dieser warme Regen gar nicht bezahlbar sei. „Besonders, wenn man so schön unter Dach und Rasen ist,“ sag' ich und lege dabei, ohne daß ich mir's selber befohlen, und auch ohne daß ich's mir wehren kann, meinen Arm ganz lose um ihren Hals.

Eine Weile ist es sonderbar still in der Stube. Selbst das Wetter draußen scheint sich zu besinnen und durch die Fenster herein auf uns acht zu geben. Dann meint die Juli in scherzendem Tone, indem sie



wieder schräg nach dem Ofen hinüberfieht, ob das so Mode sei bei uns in Unterbuchen, wenn zwei beieinander säßen? ... Nur bei Verwandten, geh' ich zurück, sie müsse nun nicht etwa glauben, daß ich ein Herumgefahrener sei.

„Das hab' ich gleich von Anfang gewußt,“ gibt sie treuherzig zu. Und nun bringen wir es wirklich einmal fertig, uns eine ganze liebe Weile in die Augen zu sehen, worauf das mir selber beinahe Unerklärliche geschieht, daß ich ihr einen Kuß gebe, halt weil ich einfach nicht anders kann. Sie bleibt ihn nicht schuldig und mir einfältigem Menschen ist dabei zu Mute, als ob ich erst eben jetzt auf die Welt gekommen wäre.

Die Juli steht nun unversehens auf, geht an's Fenster und öffnet ein Flügelchen. „Der Himmel hängt schon wieder voller Sterne“, berichtet sie ein wenig enttäuscht.

„Meinetwegen hätt' es noch drei Tage und drei Nächte regnen dürfen,“ sag' ich, und sie lacht wieder und blickt dabei nebenaus.

„Warum siehst du mich beim Lachen nie an? Ich hab' so gern, wenn du mich ansiehst.“

Sie gibt mir keinen Bescheid und tut jetzt überhaupt wieder, wie wenn nichts gewesen wäre. Ob etwas daran sei, daß die Unterbuchener wahrjagen könnten? fragt sie halb scherzhaft, halb im Ernst und setzt sich ausgerechnet nicht neben mich, sondern mir gegenüber auf einen Stuhl. Und ohne meine Antwort abzuwarten, hält sie mir die offene Hand über den Tisch hin.

Ich denke bei mir, es bleibt doch ewig wahr: ein Mädchen tut immer das Gegenteil von dem, was man von ihm erwartet. Daneben stelle ich mich nun doch so, als verstehe ich etwas von der anrühigen Kunst; ich sehe mir ihre Linien an und spähe nach allfälligen Glückskrosen. „Zwei Stück,“ stelle ich fest, „das langt, wenn der Mensch sich nicht vergafft. Im Uebrigen kann ich gar nichts weiter herausfinden, als daß irgend Jemand einen guten Willen zu Euch hat.“

„Vorhin habt Ihr doch „Du“ gesagt, neckt sie mich; und nun hat sie durchaus wissen wollen, wer jener Jemand sei.“

In diesem Augenblick rief eine Frauenstimme mit nicht mißzuverstehender Betonung aus der Kammer herab: „Es rättnet nieme!“

Die Juli war etwas ungehalten. Sie vergaß sogar, indem sie sich auf die Unterlippe biß, für eine Viertelstunde ihre Zahnücke.

Ich stand auf, wenn auch nicht mit besonderer Eilfertigkeit. Man werde halt nicht mehr viel dagegen haben können. Und ich dürfe Gott danken, daß es wenigstens so lang geregnet habe.

Sie konnte das Lachen nicht verhalten, sah mich ganz merkwürdig an und war dann mit eins neben mir. Sie mußte sich ein wenig auf die Fußspitzen stellen, aber fertig brachte sie es doch, und ich hatte unverhofft wieder einen Kuß weg. „Einen andern Lohn kriegt Ihr ja doch nicht für das Heimbegleiten,“ meinte sie wie zur Entschuldigung. Ich hätte wahrhaftig von Eichenholz sein müssen, wenn ich jetzt auf

der Stelle hätte gehen können. Aber lange hat halt die Herrlichkeit doch nicht mehr gedauert. Draußen im Ausgang — sie hat die Stubentür wohlweislich offen gelassen, damit es nicht ganz dunkel sei — gab es noch einmal eine kleine Verzögerung. Ich bekannte ihr dabei im Flüstertone, daß ich sie das nächste Mal, wenn sie mir erlaubte, wieder da herauf zu kommen, gern etwas fragen möchte ...

Sie lachte und sah nebenaus. Das sei dumm, ich solle es nur jetzt fragen.

Sie wisse vielleicht schon, was ich meine, gab ich zurück. Ich sei zwar noch jung und habe noch nicht einmal etwas Eigenes ... Sie meinte dazu, man würde ja von selber alt.

Auf die Frage, wann ich denn etwa wieder kommen dürfte, mußte sie sich ziemlich lang bestimmen. „Vor dem dritten Sonntag halt nicht,“ stellte sie hierauf des Bestimmtesten fest. Mehr war für einmal nicht aus ihr herauszubringen. „Vielleicht schreib' ich dann einmal,“ rief sie mir noch leicht hin nach, während ich schon über den gepflasterten Hofraum schritt.

Fast wie in einem kleinen Rausch bin ich an jenem Abend den regennassen Fußweg hinauf und dann auf dem schmalen Fahrsträßchen gegen Holzachern und Unterbuchen hinabgestiegen. Ich muß bekennen, daß ich dabei auch hin und wieder an den ansehnlichen Hof und an den Roßkummet neben dem Stallengang dachte. Es konnten ja wohl Schulden da sein; aber wenn diese Sache den rechten Weg ging, dann brauchte ich mir der 1200 Franken wegen doch keinen Augenblick Sorgen zu machen.

Unterhalb des Reutlhofes, da ich den Tobelbach neben der Straße rauschen hörte, stand ich still und nahm meinen Heiratszettel aus dem Sackbüchlein. Ich zerriß ihn sorgfältig in hundert winzige Fetzen und gab diese dem vergnüglichen Wasser mit.

Daheim ist mir nach diesem Abend alles verändert vorgekommen. Ich habe mich selber nicht mehr recht verstehen können, und es ist mir eigentlich bis heute ein Rätsel geblieben, wie ein Mensch sozusagen von einem Tag auf den andern den gesunden Verstand verlieren kann; wie einem so zwei Augen nachlaufen können, überallhin, wo man geht und steht. Wie man sie immer vor sich sieht, während der Arbeit, vor dem Einschlafen und sogar nachts im Traume. Wenn ich allein im Hause war, ging ich durch alle Räume, immer mit den wunderbarlichsten Gedanken im Kopf. Wie wird es ihr gefallen? Das wird merkwürdig sein, wenn sie einmal da daheim ist! Ich blickte abends in die dämmerige Küche hinein: da am Herd wird sie stehen! Und kein Mensch wird mir's verwehren, daß ich ihr im Heimlichen einen Kuß gebe. ...

Den ersten Sonntag brachte ich's noch über mich, ruhig und geduldig daheim zu sitzen. Aber am zweiten schon zog es mich wie mit tausend unsichtbaren Fäden nach den Buchenegg-Höfen hinauf.

Während ich langsam und möglichst unauffällig an dem bekannten Haus vorbeischlenderte und doch dabei meine Augen verstohlen fleißig umgehen ließ, sah ich die Juli richtig unter einem offenen Kammerfenster. Noch viel hübscher war sie, als ich sie mir

innerlich vorgestellt; auch das Lachen und Neben-  
aussehen hatte sie noch. Aber ein rasches, beinahe  
ängstliches Abwinken sagte mir, daß heute nicht der  
Tag sei.

Einige Tage darauf übergab mir Kaspar in un-  
serer gemeinschaftlichen Kammer abends vor dem  
Zubettegehen ein zerknülltes, aufgeschchnittenes Brief-  
chen mit der Aufschrift: „An Herrn Bänder Sohn  
in Unterbuchen.“ Es sei jedenfalls an die läge Adresse  
gekommen, sagte er und grinste. Ich bekam ein  
schmales Blättchen Papier zwischen die Finger, das  
die kurze Notiz enthielt: „Bitte dringest nicht mer  
zu komen. J.“

Der Kaspar hat sich jetzt nicht mehr halten können,  
er hat überlaut in  
die Kammer heraus-  
gelacht. Ich hab' ihn  
blos angesehen und  
hab' gesagt, einer der  
mit Körben. han-  
deln könnte, brauch-  
te wegen so was sei-  
nen Futterschneid-  
stuhl nicht aufzu-  
reißen.

Am Sonntag  
drauf brachte ich  
durch einen Knecht  
aus der Buchenegg  
in Erfahrung, daß  
sich die Juli vor acht  
Tagen mit dem Soh-  
ne seines Meisters  
verlobt habe, dem  
sie schon lange über  
den Weg gelaufen sei. — —

Wenn der Kaspar damals beim Uebergeben des  
Briefleins nicht gegrinst und gelacht hätte, so würde  
ich ganz bestimmt an jenem Abend zu ihm gesagt  
haben: „So — von mir aus kannst du dir jetzt Zeit  
lassen. Höflein hin oder her, mit der Heirateri ist's  
bei mir Schluß.“

Jetzt aber ist die Sache anders gewesen. Es hat  
sich jetzt darum gehandelt, ihm das Grinsen und Aus-  
lachen auf die rechte Art zurückzugeben.

Nach manchem Hin- und Herstudieren wurde ich  
mit mir selber schlüssig, beim Nagler in Holzachern  
Rat zu holen, dem man ein besonderes Geschick im  
Einfädeln von Heiraten nachredete, und der sich um  
den Buchberg herum schon manchen Kuppelpelz ver-  
dient hatte.

Der Nagler tat im Anfang sehr zurückhaltend, als  
ich ihm von meinen Sachen erzählte und ihm dar-  
legte, wie ich nun wirklich der Verhältnisse halber  
nahezu gezwungen sei, mich nach einer passenden  
Person umzutun. Es lägen ihm zwar Sachen so-  
zusagen in der Hand, und er könnte mit Gelegen-  
heiten haufieren gehen; aber so vielen er schon zum  
Glück verholten, fast von allen habe er nachher des  
Teufels Dank bekommen, weshalb ihm sozusagen  
nichts mehr daran gelegen sei, für andere Leute um-  
sonst den guten Kuedi zu machen. Ich nahm meinen

Sut in die Hand und wollte kurzerhand gehen, wo-  
rauf er mir ein Glas Most einschenkte und mir zu  
verstehen gab, so zu pressieren brauche ich nicht. Weil  
er meinen Vater wohl leiden möge und auch meine  
Großeltern schon gekannt habe, sei es gar nicht aus-  
geschlossen, daß er diesen Fall doch noch erledige.  
Nach einigem Nachdenken fuhr er sich langsam mit  
dem Zeigefinger nach der Nasenspitze und sah mich  
mit einem triumphierenden Blicke an. „Bereits er-  
ledigt! Wenigstens von mir aus!“

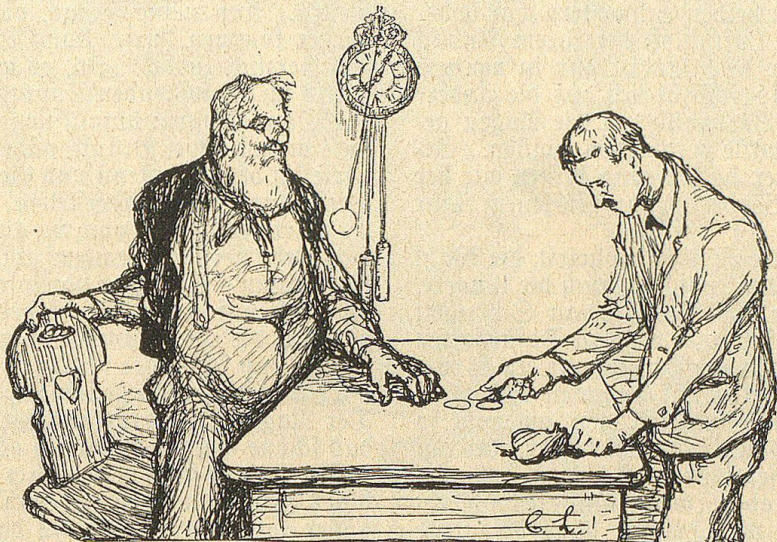
Er ging einige Mal in der Stube hin und her und  
blieb hierauf dicht vor mir stehen. „Wie alt darf sie  
sozusagen sein?“

Ich sagte ihm, daß ich seit bald drei Jahren die  
Stimmkarte hätte  
und daß ich den  
Jahrgang aller-  
dings auch ein we-  
nig in Betracht zie-  
hen würde.

Er war bereits in  
einen löblichen Eifer  
gekommen. „Das  
Alter stimmt, sozu-  
sagen. Früh genug  
ist's ja freilich für  
euch zwei, mehr als  
früh genug. Aber  
die Sachen liegen  
jetzt halt so. Wenn  
die Sachen nicht so  
lägen, müßte ich  
sagen, es ist noch  
zu früh.“

Nachdem er mir  
nun mit einigen großmütigen Bemerkungen drei  
Fünffränkler abgenommen, setzte er sich dicht neben  
mich hin und teilte mir in tiefstem Vertrauen mit,  
daß ich sogar von zweien die Wahl habe. Es handle  
sich nämlich um zwei Schwestern, sozusagen zwei  
Basen von ihm, Frauenzimmer wie Wilder, die im  
Schmalengrüt, eine Viertelstunde ob Melchenbrunn  
daheim wären. Zwei Seidenweberinnen, jedoch auch  
in der Landarbeit bewandert. Jede von ihnen be-  
käme 1100 Franken bar, und dazu hätte die ältere,  
die Sabine, eben vor drei Wochen von ihrer Tauf-  
gotte ein Kassenheft mit 400 Franken testiert be-  
kommen. Die Wahl müsse mir also sozusagen nicht  
weh tun. Auch betreffs des Jawortes müsse es keine  
Not haben, er werde mir gehörig vorarbeiten und  
den Boden legen. Nur dürfe ich sozusagen keine Mi-  
nute verlieren, weil das Glück bekanntlich schnell-  
beinerig sei.

Um mir das ‚schnellbeinerige‘ Glück ja nicht ent-  
rinnen zu lassen, noch mehr aber aus Besorgnis, der  
Kaspar möchte es vor mir beim Zopf oder beim Rock-  
ärmel kriegen, machte ich mich gleich am folgenden  
Sonntag nach Melchenbrunn hinüber und nach dem  
Grüt hinauf. Auf dem Wege legte ich mir noch ein-  
mal alles zurecht: so wollte ich's halten und nicht  
anders! Auf die Augen durfte es diesmal schlechter-  
dings nicht ankommen: das mußte für später ein





großer Vorteil sein, wenn man seine fünf Sinne behielt, sonst mußte es mit dem Meistersein im Hause nachher schon seine Schwierigkeiten haben.

Und dann die vierhundert Franken. Mein Verstand konnte denn doch nicht in einer so schmalen Ecke daheim sein, daß ich nicht hätte ausrechnen können, um was es sich da handelte. Wenn ich das Geld an Zins legte, so hatte ich in zwanzig Jahren beinahe tausend Franken in Händen. Und dann noch einmal zwanzig Jahre! Mit zweitausend Franken ließ sich unser Haus umbauen und anders einteilen, so, wie man es von Anfang an hätte machen sollen.

Aber man sagt nicht umsonst, der Markt lehre kramen. Die ältere der beiden Schwestern war leider so häßlich, daß mein Lustschloß bei ihrem Anblick jählings in Trümmer fiel. Es ist mir in meinem Leben, so gut und so schlecht ich auf die andere Sorte acht gab, kein Weibsbild vor die Augen gekommen, das ich ihr hätte vergleichen können. Gewiß, die Unterbuchener hätten ewig hinter mir her gesagt: „Wo hat der Bender-Johann in jenem Jahr die Augen gehabt?“

Der Nagler hatte also richtig prophezeit, die Wahl konnte mir nicht weh tun, obgleich auch die jüngere, die Lydia, nicht etwa ein Ausbund an Schönheit war. Auch hätte sie sich nach meinem Dafürhalten mit ihrem zu kurz geratenen Braunhaar etwas weniger Mühe geben dürfen mit Brennen und Aufstecken. Ich mußte mich immer fragen, ob wohl so ein Aufputz in unser Haus, in den Nebberg, oder auf einen Kunkelacker passen würde?

Daneben hatte sie aber, wenn auch ihr Gesicht fast etwas zu breit war, einige ganz besondere Gaben. Zum Beispiel konnte sie beim Reden die Augen oft unversehens aufschlagen und einem einen Schelmenblick anwerfen, ganz so, als ob man mit ihr zusammen mindestens um siebenzig Geheimnisse müßte.

Im Uebrigen ließ es auch die Sabine keineswegs an Versuchen fehlen, meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, was ihr auch hin und wieder gelang, freilich nie zu ihrem Vorteil. Ueberhaupt mußte mich der Nagler zum mindesten als halben Millionär angemeldet haben. Die Schwestern traktierten mich mit Würst und Fleischkäse, und die Sabine sagte mehrmals, wenn sie halt ganz bestimmt auf mein Kommen hätte rechnen können, so hätte sie für mich etwas Besseres aus der Metzge geholt. Wenn ich eine etwas fragte, antworteten immer beide zugleich. Obgleich ich die Jüngere gleich von Anfang an offen bevorzugte, machte die andere doch immer erneute Versuche, mich mit sich in's Gespräch zu ziehen. Sie wiederholte fast jede dritte Minute, mein Besuch habe sie nun wirklich geehrt. Man könne zwar, wenn man in einem gewissen Alter sei, nicht genug auf Anstand und Sitte halten; aber sie merke schon, auf den Better Nagler könne man sich verlassen, wie auf ein Haus.

Wenn ich mir das im Anfang auch kaum hätte träumen lassen: die muntere Lydia wußte mich in kurzem so für sich einzunehmen, daß ich nicht einmal

mehr an ihrem Haarputz etwas auszufetzen fand. Zu Sabinens nicht geringem Aerger unterhielt ich mich nach und nach ausschließlich mit ihr und wir verstanden uns bald über Erwarten gut. Vielleicht hätte ich schon diesen ersten Besuch etwas länger ausgedehnt, wenn mir Sabinens Gegenwart nicht gar zu unbequem gewesen wäre. Dazu redete ich mir ein, es würde sich nicht wohl schicken, jetzt gleich offen mit meinem Anliegen auszurücken und so gleichsam mit der Tür in's Haus zu fallen. Die Hauptsache schien mir, daß mich die Lydia offensichtlich gut leiden mochte.

Beim Abschiednehmen ließen es sich beide Schwestern angelegen sein, mich zutunlich hinauszubegleiten. Auf meine Frage, ob ich über acht Tage wieder kommen dürfe, klang es doppelstimmig und sehr herzlich zurück: „Ja, es wird mich freuen!“

Als ich am folgenden Sonntag spät abends gegen das Schmalengrüt hinaufstieg und mich dem Häuschen meiner zwei Bräute näherte, war es mir, als hörte ich darin Geflenn und Gezänk. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, stahl mich leise in's Vorgärtchen hinein, von wo aus ich, halb hinter der Hausrebe versteckt, bequem zwischen den Vorhängen hindurch in's Stübchen hineinschauen konnte. Die Sabine saß auf einem Stuhl neben dem Tische. Sie hielt sich die rotgeblümte Schürze vor's Gesicht und weinte und schluchzte überlaut.

„Du hast mir ihn gestohlen, ja! So eine bist du! Der Nagler hat mich gemeint. Und wer hat ihm das schöne Geld gegeben, ich oder du?“

Die Andere steht derweil am Ofen. Sie macht ein böses Gesicht und wenn sie auch die Haare noch kunstvoller aufgestriegelt hat als das letzte Mal, so will sie mir auf den ersten Blick gar nicht recht gefallen. „Geht mich nichts an,“ leist sie jetzt und tut hartbölgern und verstockt. Geht mich gar nichts an! Du weißt, was ich gesagt habe. Ich bleibe bei meiner Bedingung: Gib mir dein Kassenbüchlein, und du kannst dich vom Bender küssen lassen bis auf tausend und wieder zurück. Im andern Fall sag' ich heut' ja zu ihm und wir wechseln am nächsten Sonntag die Ringe.“

Die Sabine pfnuselt nun neuerdings in die Schürze hinein. „Wenn ihm halt der Nagler nur nichts von dem Büchlein gesagt hätte...“

„Geht mich nichts an. Du kannst ihm ja angeben, es sei dir gestohlen worden.“

Sabine läßt nun die Schürze von den Augen fallen und sieht eine Weile trübselig vor sich hin. „Könntest du dich denn wirklich nicht mit der Hälfte zufrieden geben?“

Die am Ofen verzieht keine Miene. „Alles oder nichts! Ich muß dir auch den ganzen Hochzeiter abtreten, nicht bloß den halben.“

„Also — — ich will es dir versprechen,“ bringt Sabine endlich mühsam heraus, während sie sich mit den Fingern die Augen trocknet.

Aber damit ist die Andere noch nicht zufrieden. „Ich will nichts Versprochenes, das Büchlein will ich! Da, in der Hand will ich's haben, vorher geh' ich nicht aus der Stube.“

Sabine steht nun auf und geht nach der Nebenkammer hinüber. „Schön ist's nicht von dir,“ sagt sie, noch immer weinerlich. „Aber wenn's halt jetzt nicht anders kann sein...“

Die Lydia zieht, wie sie allein ist, die Achseln hoch und kichert in sich hinein, verstellt sich aber gleich, wie

Sabine zurückkommt. Diese hat ein dünnes blaues Heftchen in der Hand und hält es der Schwester hin, das Gesicht ganz von Tränen überströmt. „Jetzt hältst du aber Wort, gelt?“

Die Andere hat das Büchlein schon mit einem schnellen Ruck an sich gerissen. „Hab' du nur keine Angst, ich mach' es ihm schlecht genug!“

Und nun lacht sie laut heraus. „Du hast gewiß im Ernst geglaubt, so einer wär' mir anständig gewesen? So ein Bauerntölpel, der in Halbleinkleidern auf's Weib geht! Der kann mir gestohlen werden samt seiner Verwandtschaft! Hundertmal hätt' ich ihn zum Narren gehalten — grad wie jetzt dich.“

Damit ist sie aus der Stube weg und ich höre, wie sie draußen leichtfüßig die Kammerstiege hinaufsteigt.

Ich meinerseits hab' nun gefunden, daß ich mit meinen Sachen da oben auch am rechten Ende angelangt sei und hab' mich heimzu gemacht. Ich habe extra den Weg über den Berg genommen, um den Nagler in Holzachern im Vorbeigehen an's Fenster klopfen zu können. Es sei jetzt alles in Ordnung, hab' ich ihm gesagt. Und die fünfzehn Franken möge er behalten, das, was ich dafür gelernt habe, sei mehr als so viel wert. —

Der Erzähler nahm die weggelegte Pfeife vom Tische auf und stopfte sie gemächlich. „Die fünfzehn Franken haben mich bis auf den heutigen Tag noch nie gereut. Ich bin dann auch kein Bißchen neidig

gewesen, als der Kaspar statt meiner eines schönen Tages die Kassenbüchlein-Jungfer, die Lydia, als Braut da in diese Stube gebracht hat. Der Nagler hat das nämlich nachher so zu ringeln gewünscht. Ich hab' ihnen gratuliert, wie's der Brauch und recht ist und hab' dann in der gleichen Woche einen Dienst in

Dachbühl angetreten, wo ich es so lang aushielt, bis es dem Kaspar mit seiner Bäuerin auf dem Heimeli hier verleidet ist, das heißt, bis er vor Schulden nicht mehr ein noch aus gewünscht hat. Seine Frau ist nämlich von Anfang an ein faules Pfund gewesen. Sie hat ihr Haar in Kurzem nicht einmal mehr ordentlich gesträht, geschweige denn gebrannt und zweistöckig gemacht. Ein anderer wäre mit ihr auch in die armen Tage gekommen.

Mit meinem zusammengeparten Geld hab' ich es dann fertig bringen können, daß dieses Heimeli nicht in fremde Hände gekommen ist. Zum Heiraten hätt' es mir dann später auch noch gelangt, sogar ohne dem Nagler

seine Hilfe. Junge und Alte haben mir zugeredet und mir den Verstand aus dem Kopf schwagen wollen, es hat aber nichts verfangen. Kann mir einer lang vormalen, erst im Ehestand bekomme man so recht innig zu schmecken, was im Guten und im Unguten mit der andern Sorte sei: mit keinem von meinen vier Schätzen hätt' ich die Probe im langen Jahr antreten mögen.“

Der Tässli-Vender setzte die Pfeife in Brand und sah mit dem Lächeln des Siegers zu mir hinüber. „Glaubst du nun noch, du könntest beim Dorfstechen einen Gottslohn an mir verdienen? Ich sag' dir's heut' ein für alle mal, hier an diesem Tisch sag' ich's dir: Von meiner Weltanschauung weich' ich nach wie vor keinen Millimeter.“

